

Schreiben als Kulturtechnik

▲ *Peter Braun*

Umriss einer allgemeinen Schreibwissenschaft

Wer das Schreiben, das eigene oder das Anderer, reflektierend begleiten will, ist gut beraten, seine Kenntnis darüber auf ein breites Fundament zu stellen. Doch dies ist gar nicht so einfach. Die wissenschaftliche Erforschung des Schreibens ist auf viele Disziplinen verteilt und nimmt innerhalb dieser oft nur eine Randstellung ein. Was bisher fehlt, ist ein integrativer und interdisziplinär angelegter Diskurs über das Schreiben, der theoretische und anwendungsbezogene Aspekte miteinander verbindet: eine allgemeine Schreibwissenschaft. Das haben u. a. auch jene Schreibberatenden beklagt, die im September 2013 an der ersten Versammlung der neugegründeten Gesellschaft für Schreibdidaktik und Schreibforschung e.V. teilgenommen haben. Im Rahmen des World Cafés gab es einen Tisch zum Thema Schreibforschung. In den Diskussionen an diesem Tisch zeichnete sich immer wieder die Notwendigkeit und der Wunsch nach einer umfassenden Schreibwissenschaft ab.

Mit dem Buch *Schreiben als Kulturtechnik*, herausgegeben von Sandro Zanetti, liegt nun eine Sammlung von Grundlagentexten vor, die in ihrem breiten Spektrum erste Umriss einer solch ausgreifenden Schreibwissenschaft erkennbar werden lässt. Die Lesenden werden dabei in die verschiedensten Wissensbereiche entführt: in die Ethnologie und Geschichtswissenschaft, in die Kultur- und Medientheorie, in die Wissenschaftsgeschichte und Kognitionspsychologie und, nicht zuletzt, in verschiedene Teilbereiche der Literaturwissenschaft, so in die Editionstheorie oder die mediengeschichtlich orientierte Diskursanalyse. Jene Disziplinen hingegen, die in den letzten 30 Jahren in der Schreibprozessforschung den Ton angegeben haben: die Linguistik, die Psychologie und die empirische Erziehungswissenschaft, sind mit einem einzigen Beitrag nur spärlich vertreten. Carl Bereiters Aufsatz „Entwicklung des Schreibens“ ist zudem, wie der Herausgeber in seiner Einleitung bemerkt, über jene Fachdisziplinen hinaus rezipiert worden, so vor allem in der Wissenschaftsgeschichte – und entsprechend findet er sich im Buch auch in diesem Umfeld. Man kann und muss diese Anthologie also auch als einen Einspruch

gegen die Dominanz eines rein kognitiven Zugangs zum Schreiben ansehen, als notwendiges Widerlager, das den Versuch unternimmt, weitere Aspekte in die Konzeptualisierung des Schreibens einzubeziehen.

Die Schreibszenen, bzw. Schreib-Szene

Seine Basis findet der Versuch, ein bigger picture des Schreibens zu zeichnen, im Konzept der Schreibszenen. Es geht zurück auf den Literaturwissenschaftler Rüdiger Campe, der damit die Rahmenbedingungen des Schreibens und alle daran beteiligten Elemente bezeichnet. Die Schreibszenen stellen für Campe „ein nicht-stabiles Ensemble von Sprache, Instrumentalität und Geste“ dar (Campe, Schreiben als Kulturtechnik [SaK], S. 271). Diese äußerst knappe Beschreibung steht indes für sehr viel. Denn unter dem Begriff „Sprache“ fallen alle kognitiven und mentalen Fähigkeiten, die im Schreiben zusammenwirken, vom grammatischen Wissen über das Textformatwissen bis hin zum spezifischen Wissen, das für das jeweils verfolgte Schreibprojekt notwendig ist. Der Begriff „Instrumentalität“ umfasst hingegen alle eingesetzten Schreibgeräte, von Papier und Stift bis zum Computer, einschließlich der sich widersetzenden Eigendynamik, die ihr Gebrauch mit sich bringen kann. Der Begriff „Geste“ schließlich erfasst alle körperlichen Aktivitäten, die beim Schreiben greifen, von der Stillstellung der Körpers im Sitzen bis zu den Muskelbewegungen in den Unterarmen und Händen. Campe betont, dass all diese Elemente ihre Begrenzung stets überschreiten und kennzeichnet sie ausdrücklich als „problematisches Ensemble“ und als „schwierige Rahmung“, um damit zu unterstreichen, wie instabil und stör anfällig sie sind. Campes Hinweis, es gelte deswegen vor allem ein Sensorium für die Störungen in den Schreibszenen zu entwickeln, haben einige Jahre später der Literaturwissenschaftler Martin Stingelin und seine Mitarbeiter – zu denen auch der Herausgeber des Bandes gehörte – aufgegriffen und sind ihm in einem mehrjährigen Forschungsprojekt zur „Genealogie des Schreibens“ nachgegangen (<http://www.schreibszenen.net>). Systematisch haben sie darin Passagen in literarischen Texten untersucht, in denen explizit vom Schreiben die Rede ist – Passagen also, in denen sich das Schreiben bei sich selbst aufhält und zum Thema des Schreibens wird. Dann,

so sagt Stingelin, wird das Schreiben auf eine Bühne gestellt und kann wie im Theater betrachtet werden.

Tatsächlich hat sich in den Forschungen gezeigt, dass dies sehr häufig dann der Fall ist, wenn das Schreiben in seinen alltäglichen Verrichtungen durch irgendeine Ursache gestört wird. Deshalb haben Stingelin und seine Mitarbeiter vorgeschlagen, jene Störungen auch in der Schreibweise des Begriffs sichtbar zu machen und in einem solchen Fall von „Schreib-Szene“ zu sprechen. Mit den Jahren hat das Forscherteam seine Suche nach derartigen „Schreib-Szenen“ durch die gesamte Literaturgeschichte und über die markanten medialen Umbrüche von der Handschrift über die Schreibmaschine bis zum Computer verfolgt. Diese Umbrüche sind im vorliegenden Band jeweils in einem Beitrag beschrieben. Als die am häufigsten genannte Ursache für Störungen haben sich überraschenderweise die Schreibgeräte mit ihrer je spezifischen Eigenlogik herausgestellt. Deshalb haben Stingelin und seine Mitarbeiter für sie ein besonderes Sensorium entwickelt. Sie bestätigen damit das bekannte Diktum von Friedrich Nietzsche: „Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken“. Ein anderer Autor, auf den sich Stingelin gerne bezieht, ist Georg Christoph Lichtenberg. Von ihm stammt der Satz: „Es klingt lächerlich, aber es ist wahr: Wenn man etwas Gutes schreiben will, so muß man eine gute Feder haben, hauptsächlich eine, die, ohne dass man viel drückt, leichtweg schreibt“ (Lichtenberg nach Stingelin, SaK, S. 293). Die „Schreib-Szenen-Forschung“ kann demnach als Versuch beschrieben werden, diese beiden Aussagen von Lichtenberg und Nietzsche ernst zu nehmen und für den Diskurs über das Schreiben in all ihren Konsequenzen zu durchdenken. Freilich ist sie dabei mit einer kritischen Frage konfrontiert, die gerne von den empirisch ausgerichteten Schreibforschern aufgeworfen wird: Kann man an den Texten von Schriftstellern und Philosophen – als Zeugnisse der vielleicht höchsten Stufe des professionellen Schreibens – exemplarische Aussagen über den Schreibprozess gewinnen?

Schreibforschung, die nicht unter Laborbedingungen stattfindet

Mit diesem kritischen Einwurf müssen sich auch all jene auseinandersetzen, die sich Notizzettel, Skizzen, Entwürfe und unterschiedli-

che Fassungen von Texten als Untersuchungsgegenstand wählen, um darüber Aufschlüsse über den Prozess des Schreibens zu gewinnen. Denn nur von kanonisierten, kulturell hoch angesehenen Autoren und Wissenschaftlern werden derartige materialisierte Spuren des Schreibaktes in Archiven aufbewahrt – und das auch erst seit Beginn der Moderne um 1800. Gleich mit mehreren Beiträgen ist die französische Schule der von Louis Hay begründeten *critique génétique* in dem Band vertreten. Ihnen geht es nicht mehr, wie den Editionswissenschaften, darum, das vorhandene Material zu sichern und daraus einen Idealtext zu destillieren, samt davon getrenntem Anmerkungsapparat mit Textvarianten. Vielmehr versuchen sie die verschiedenen Phasen zu rekonstruieren, die ein Text im Prozess seiner Entstehung durchlaufen hat, all die Vorgänge des Streichens, Einfügens, Umstellens, Über- und Umschreibens, um daraus eine „neuartige Philologie der Textbewegung“ (Louis Hay, SaK., S. 135) zu entwickeln, die wiederum Rückschlüsse auf den Schreibprozess erlaubt. Dabei greifen die Forscher auf modernste archäologische Laborverfahren zur Altersbestimmung von Dokumenten zurück oder auf Computerprogramme, mit denen die Schriftzüge analysiert und datiert werden können. So bleibt die Frage, wie exemplarisch und verallgemeinerbar die Ergebnisse sind, die bei einer derartigen Forschungsanlage herauskommen? Doch darin sehen die Vertreter der *critique génétique* nur ein unreflektiertes Nachwirken der romantischen Genieästhetik und kontern mit der Gegenfrage, warum der Schreibprozess bei hochprofessionell Schreibenden anders verlaufen solle als bei durchschnittlich Schreibenden? Und sie verbinden ihre Gegenfrage mit einem weiteren guten Argument: Die Materialien, die sie untersuchen, sind allein im Dienste des verfolgten Schreibprojekts entstanden und nicht unter Laborbedingungen und im Rahmen einer Versuchsanordnung. Es handelt sich nicht um Texte, deren Entstehen mit Protokollen „lauten Denkens“ einhergehen oder von einer Videokamera aufgezeichnet werden – Faktoren, die selbst wenn sie behutsam eingesetzt werden, den erforschten Prozess beeinflussen können. Es ist vor allem Almuth Grésillon, die in ihrem Beitrag die empirische Schreibforschung und ihre z.T. dogmatisch vertretenen Konzepte und Konventionen kritisch hinterfragt und vehement dafür eintritt, diese mit Studien an Entwürfen, Skizzen und Handschriften

auszubalancieren.

Die Auswahl der Texte, die der Herausgeber in den Band aufgenommen hat, belegt eindeutig eine Sympathie für prozessrekonstruierende Studien. Das zeigen u. a. auch zwei wissenschaftshistorische Texte, die das Vorgehen der *critique génétique* auf die Naturwissenschaften übertragen und am Material der *laboratory writings*, so nennt sie Hans-Jörg Rheinberger, dem Verlauf naturwissenschaftlicher Forschungen nachgehen. Dabei zeigt sich nicht nur die epistemische Qualität des Schreibens, das hohe Maß, an dem Notizen, Skizzen, erste Ideen, vorläufige Interpretationen etc. am Gewinn der Erkenntnisse beteiligt sind. Selbst das Verfassen naturwissenschaftlicher Aufsätze trägt, obwohl hoch standardisiert, konstitutiv zur Organisation, Interpretation und Kohärenz der Ergebnisse bei. Und, so ein weiteres Resultat, auch das naturwissenschaftliche Schreiben kommt bei aller Nüchternheit im Duktus, bei aller Konzentration auf das Analytische, nicht ohne narrative Elemente aus.

Einsatz in der Schreibberatung

Das Zusammenspiel von literaturwissenschaftlichen und wissenschaftshistorischen Beiträgen führt beispielhaft einen Vorzug des Bandes vor Augen. Obwohl die versammelten Texte, um ihr Potential voll auszuschöpfen, mitunter hohe Voraussetzungen fordern, sind sie so klug ausgewählt, dass sich vielfache Bezüge zwischen den Texten einstellen. Wer also das erste Mal einen Text von Roland Barthes oder Vilém Flusser liest, möge nicht vorschnell aufgeben. Gerade auf Barthes mit seinem dynamischen Begriff der *écriture* beziehen sich eine ganze Reihe der vertretenen Autoren, so dass sich ein Verständnis dafür mehr und mehr eröffnet. Allerdings sind die Formen der Resonanz unter den Texten vielfältig und manchmal erst auf den zweiten Blick ersichtlich. So entpuppt sich Flussers phänomenologische Analyse des Schreibaktes erst nach und nach als eine präzise Beschreibung der „Schreib-Szene: Schreibmaschine“, in der sich allerdings nicht nur das Schreibgerät, sondern auch die Sprache selbst widerständig gegen das Schreiben verhält. Es ist eigentlich schon ein Aphorismus, wenn Flusser schreibt: „Wenn es ums Schreiben geht, muss man also mit der Beschreibung des Widerstands der Wörter beginnen.“ (Flusser, SaK, S. 264) Dieses Beispiel möge hier als letztes

dafür stehen, wie viele Anregungen, Ideen und Vorstellungen man aus der Lektüre der sehr verschiedenen Beiträge des Bandes für sich gewinnen kann, um zu erfassen, was Schreiben heißt und unter welchen instabilen Bedingungen es stattfindet. Das sensibilisiert nicht zuletzt für die praktische, alltägliche Schreibberatung. Gerade die Figur der „Schreib-Szene“ bietet in meinen Augen uns Schreibberatern ein sehr geeignetes Konzept, um aus dem, was uns ein Ratsuchender von seinem Schreiben erzählt und vielleicht als Anliegen vorträgt, auf seine Probleme und Schwierigkeiten zu schließen. Zudem bewahrt es uns in seiner umfassenden Gestalt davor, die Widerstände, die sich dem Schreiben wissenschaftlicher Arbeiten entgegenstellen, allein im Kopf des Schreibenden zu verorten. Manchmal ist es auch nur eine Frage des passenden Schreibgeräts.

Literatur

Zanetti, Sandro (Hrsg.) (2012): Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Zum Autor



Peter Braun, Dr. habil. Peter Braun leitet das Schreibzentrum an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sein Interesse gilt der schreibintensiven Lehre und einer umfassenden, kulturwissenschaftlichen Konzeptualisierung des Schreibens unter besonderer Rücksicht auf seine medialen Bedingungen. Zurzeit ist er an dem Mercator-Projekt "SSamm-Lehr" beteiligt, das innovative, schreibintensive Umgänge mit Lehrsammlungen erprobt.

©Peter Braun